

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Peter Prange**  
**Die Rose der Welt**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## I

**P**aris«, flüsterte Robert, als spräche er ein verbotenes Wort aus. »Glaubst du, dass wir es wirklich je dorthin schaffen?«

»Das schwöre ich dir bei der Ziege von Père Joseph!«, erwiderte Paul. »Und wenn Paris auf dem Mond läge!«

»Aber wir waren bis jetzt noch nicht mal in Mézières.«

»Weil Monsieur Valmont mich auspeitschen würde, wenn ich einen ganzen Tag lang verschwinde.«

»Aber Paris ist hundertmal weiter weg als Mézières, sagt Abbé Lejeune.«

»Ja, und? Wenn wir erst in Paris sind, kommen wir sowieso nie wieder zurück!«

Seit Jahren hatte es keinen so milden Winter mehr gegeben wie in diesem Jahr. Die Vögel zwitscherten wie im Frühling, und die Luft war so warm und weich, dass Robert und Paul ohne zu frieren auf ihrem »Thron« sitzen konnten, einem Felsvorsprung des Galgenbergs, von wo aus man das ganze Tal überblickte. Die Dorfbewohner mieden den Ort wie die Pest, sie glaubten, dass auf dem Hügel die Geister der Gehenkten spukten, die hier hingerichtet wurden und die der Gemeindegüter Père Joseph am Rande der Richtstätte verscharrte, weil ihre Leichname nicht in geweihter Erde ruhen durften. Paul glaubte nicht an solchen Hokuspokus, und auch Robert fürchtete sich eigentlich nicht vor Geistern, obwohl ihm manchmal schon etwas unheimlich war. Doch die Anziehungskraft des Ortes war größer als jede Angst. Denn im Wurzelwerk der Eiche, an deren Ast die Verurteilten aufgeknüpft wurden und so lange hängen blieben, bis Vögel ihnen die Augen aushackten, bewahrten sie ihren kostbarsten Schatz auf: eine in Wachstuch eingeschlagene Zeichnung von Paris, die Paul auf der letzten Kirchweih von einem betrunkenen Hausierer beim Würfelspiel gewonnen hatte. Das Bild zeigte eine Welt, die sie beide noch nie mit ei-

genen Augen gesehen hatten, aber nach der sie sich mit einer Inbrunst sehnten, als wäre sie ihre wahre und wirkliche Heimat: eine Stadt, die sich von Horizont zu Horizont erstreckte, ein scheinbar grenzenloses, unüberschaubares Gewimmel von Häusern, Straßen und Plätzen, wo Tausende von Menschen lebten, mit einem breiten, mächtigen Fluss, der eine so riesige Insel umströmte, dass sich darauf inmitten von Burgen und Klöstern eine Kathedrale erhob, deren Türme so hoch in den Himmel ragten, dass sie die Wolken zu berühren schienen ... Wann immer Robert sich aus der Werkstatt seines Vaters und Paul vom Frondienst auf dem Gutshof der Valmonts davonstehlen konnte, kamen die zwei hierher, um zusammen das Bild zu betrachten und von ihrem künftigen Leben in der großen, fernen Stadt zu träumen, die sie anzog wie das heilige Jerusalem einen erlösensuchenden Pilger und die ihnen doch zugleich so unwirklich schien, als läge sie tatsächlich auf dem Mond.

Paul drückte Robert die Zeichnung in die Hand und stand auf. »Allein schon wegen der Weiber will ich dahin«, sagte er und öffnete den Hosenlatz, um sein Wasser abzuschlagen. »Angeblich sind die Pariserinnen so hübsch, dass Gott rot wird, wenn sie zu ihm beten.«

Auch Robert hätte gern seine Blase entleert, um ohne Not die Predigt von Abbé Lejeune zu überstehen, dem sie gleich beim Hochamt ministrieren würden. Doch da er Pauls Neigung kannte, aus jeder Verrichtung einen Wettbewerb zu machen, unterdrückte er seinen Harndrang.

»Kannst du immer nur an Weiber denken?«, fragte er. »Ich dachte, wir wollen nach Paris, um zu studieren!«

»Natürlich«, grinste Paul. »Aber nicht nur die gelehrten Schriften. *Primum vivere, deinde philosophari*«, zitierte er seinen lateinischen Lieblingsspruch. »Erst leben, dann philosophieren!«

Robert beschloss, das Thema zu wechseln. »Weißt du, wie viel der Grundherr heute für die Messe bezahlt? Drei Écu! Ich war selbst dabei, wie Monsieur Valmont dem Abbé das Geld versprochen hat.«

Paul war so beeindruckt, dass sein Strahl mit einem Schlag versiegte. »Drei Écu? Für eine einzige Messe? So reich möchte ich auch mal sein!«

»Die Messe ist für die Seelen seiner Vorfahren«, erwiderte Robert.

»Ach so!« Paul zuckte die Schultern. »Dann ist es kein Wunder. Die Valmonts waren allesamt Hühnerdiebe und Rosstäuscher. Ohne die Fürbitte der Heiligen würden sie bis zum Jüngsten Tag im Fegefeuer schmoren.«

Robert schaute zu seinem Freund auf. »Was meinst du – kommt man wohl wirklich leichter in den Himmel, wenn jemand eine Messe für einen bezahlt?«

Paul lachte. »Daran glaube ich so fest wie an die unsterbliche Seele der Katze von Mère Moulin.« Er ging kurz in die Knie, um seinen Hosenlatz wieder zu verschließen. »Ach, Robert, ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich dich beneide.«

»Du – mich? Warum denn das?«

»Dein Vater ist Flickschuster, du kannst gehen, wohin du willst, er wird dich nicht daran hindern. Wahrscheinlich ist er sogar froh, wenn er dich los ist, dann hat er ein Maul weniger zu stopfen. Ich dagegen ...«

Ohne dass Paul den Satz zu Ende sprach, wusste Robert, was sein Freund meinte. Seit Abbé Lejeune zum ersten Mal von Paris erzählt hatte, träumten sie davon, in die Hauptstadt zu ziehen, um dort die große Schule zu besuchen, die sich *Universität* nannte und an der angeblich die klügsten Männer der Welt unterrichteten. Im Gegensatz zu dem Abbé, der nach nur einem Jahr das Studium hatte abbrechen müssen, weil ihm das Geld ausgegangen war, wollten Robert und Paul die sieben freien Künste bis zum Ende studieren, damit sie später nicht das armselige Leben ihrer Väter und Großväter führen mussten. Wer in Paris studiert hatte, dem standen Tore offen, zu denen sonst nur weit höher Geborene als sie Zutritt hatten. Abbé Lejeune hatte in der Hauptstadt Söhne von Bauern und Krämern kennengelernt, die Kanzleischreiber,

Ärzte oder Notar geworden waren – einer hatte es sogar zum Sekretär eines königlichen Ministers gebracht! Lesen und Schreiben konnten Robert und Paul seit der Erstkommunion, sowohl Französisch wie Latein, Abbé Lejeune hatte es ihnen beigebracht, wie allen Ministranten, die ausreichend Begabung zeigten. Der Unterschied zwischen ihnen beiden war nur, dass, wenn Robert das Dorf verließ, kein Hahn danach krähen würde – sein Vater war zwar arm wie eine Kirchenmaus, doch ein freier Mann. Paul hingegen musste sich vom Leibherrn seines Vaters erst freikaufen, um nach Paris ziehen zu können – zwei Écu verlangte Monsieur Valmont für die Freisprechung eines jeden Bauernjungen, zum Ausgleich für den verminderten Frondienst der Familie.

Vom Kirchturm begann es zu läuten. Die beiden versteckten ihren Schatz wieder im Wurzelwerk der Eiche und machten sich auf den Weg. Abbé Lejeune mochte es gar nicht, wenn seine Ministranten zu spät zum Gottesdienst kamen.

»Vielleicht könnte ich ja erst mal allein nach Paris vorausgehen«, sagte Robert, als sie den Hügel hinab zum Dorfanger liefen.

»Warum zum Teufel das?«

»Um das nötige Geld aufzutreiben.«

»Du?«, fragte Paul verwundert. »Allein? Ohne mich? Wie willst du das denn schaffen?«

Robert genoss es, wenn sein Freund ausnahmsweise mal nicht der Überlegene war. »Erinnerst du dich an die Kopisten, von denen Abbé Lejeune erzählt hat?«

Paul runzelte die Stirn. »Du meinst die armen Teufel, die, statt zu studieren, Bücher abschreiben und die Kopien an reiche Studenten verkaufen oder ausleihen?«

»Abbé Lejeune sagt, das wäre ein einträgliches Geschäft. In ein, zwei Jahren hätte ich das Geld zusammen, und dann kommst du nach.«

»Kommt gar nicht in Frage!« Paul schüttelte den Kopf. »Wenn wir nach Paris gehen, dann nur zusammen. Außerdem, du und ich, wir kopieren keine Bücher – wir schreiben selber welche!«

Die wenigen Worte genügten, und Roberts kurzes Hochgefühl wich wieder jener allzu vertrauten Verzagtheit, die ihn so oft überkam, wenn er und Paul von der Zukunft sprachen. »Du vielleicht«, sagte er leise. »Du wirst später mal Bücher schreiben und ein berühmter Gelehrter werden, wenn Gott will. Aber ich?«

Paul klopfte ihm auf die Schulter. »Du auch, mein Bester. Warum sollen die Klugscheißer in Paris mehr können als du? Verlass dich nur auf mich, dann kannst du alles schaffen – egal, was du willst, sogar Bücher schreiben! Mit mir zusammen brauchst du dafür nicht mal den lieben Gott.« Er stieß ihn in die Seite. »Wer weiß, vielleicht wirst eines Tages auch du ein Magister?«

»Hör auf! Solche Reden bringen Unglück!«

»Warte nur ab, ich werde schon dafür sorgen. Weil, wenn ich erst Universitätskanzler bin, bestimme nämlich ich, wer in Paris unterrichten darf und wer nicht ...«

Robert blieb die Luft weg. »Kanzler? Der Universität? Du?«

»Warum nicht?« Paul zuckte die Achseln. »Dem Mutigen gehört die Welt! Und was das Geld angeht, habe ich eine Idee, mit der wir dir die stumpfsinnige Kopiererei ersparen können.« Er schaute sich um, als habe er Angst, dass man sie belauschte. »Du weißt doch«, sagte er so leise, dass Robert ihn kaum verstand, »die steinerne Kirche, die sie in Mézières bauen – angeblich wird die zum Christkönigsfest eingeweiht. Bis dahin brauchen sie dringend Reliquien, um Pilger anzulocken.«

»Ja und?«

»Begreifst du nicht? *Wir* werden ihnen die Reliquien verschaffen!«

»Wie das denn?« Robert verstand überhaupt nichts mehr. »Sollen wir unter die Kreuzritter gehen?«

»Natürlich nicht.« Paul zog sein Verschwörerergesicht. »Du weißt doch, wenn mein Vater und ich für die Valmonts schlachten, müssen wir das Gerippe der Schlachttiere auskochen. Bis kein Fitzelchen Fleisch mehr an den Knochen ist.« Er schaute Robert bedeutungsvoll an.

Der brauchte einen Moment, um zu kapieren. »Du meinst, du willst die Knochen ...?«

»Ist der Groschen endlich gefallen?« Paul grinste. »Ein Knochen ist ein Knochen. Wer will unterscheiden, ob er von einer geschlachteten Sau oder von einem Märtyrer stammt?«

Paul war sechzehn, also zwei Jahre älter als Robert und einen halben Kopf größer, und er hatte schon so breite Schultern, dass nicht nur junge Mädchen ihm schöne Augen machten, sondern manchmal sogar erwachsene Frauen. Was Robert jedoch viel mehr an seinem Freund bewunderte, war sein Mut. Paul traute sich Dinge zu, an die Robert nicht einmal zu denken wagte, und er scheute auch nicht davor zurück, seine hochfliegenden Ziele zu benennen, obwohl er damit Gefahr lief, dass Gott ihn irgendwann für seinen Hochmut strafte.

»Aber wem willst du die Knochen verkaufen?« Wie so oft fiel Robert zu Pauls großartigen Plänen nur ein lahmer Einwand ein. »Ich meine – als Reliquien? Dass du im Morgenland warst und sie von dort mitgebracht hast, wird dir kaum jemand glauben.«

»Meinst du, das juckt die? Hauptsache, die Pilger strömen herbei und spenden.« Paul schaute ihn verächtlich an. Doch Robert kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er sich seiner Sache längst nicht so sicher war, wie er tat.

Sie hatten gerade den Dorfanger erreicht, als die Glocken verstummt. »Wir müssen uns beeilen«, sagte Robert. »Abbé Lejeune wartet bestimmt schon in der Sakristei.«

»Ach was«, erwiderte Paul. »Wahrscheinlich legt Père Joseph nur eine Pause ein. Je älter er wird, umso schneller erlahmen ihm die Kräfte.«

»Nur nicht im Ziegenstall«, sagte Robert.

»Nein«, bestätigte Paul, »da ist er unermüdlich!«

Lachend setzten sie ihren Weg fort. Während die Bauern und Tagelöhner zu Fuß mit ihren Familien zur Messe strebten, kam Monsieur Valmont, der Leibherr von Pauls Vater, auf seinem Rappen ins Dorf galoppiert. Vor der Kirche sprang er aus dem Sattel und

warf einem Bauern die Zügel zu. Bevor er das hölzerne Gotteshaus betrat, zückte er seine Geldkatze.

»Ich hab's!«, sagte Paul. »Er wird mir das Geld geben!«

»Wer – er?«

»Monsieur Valmont!«

»Bist du noch bei Trost? Er ist doch derjenige, der von *dir* das Geld verlangt!«

Paul strahlte, das Gesicht strotzend vor Zuversicht. »Warte nach der Vesper hinter der Sakristei! Dann wirst du schon sehen.«

## 2

**P**ère Joseph liebte zwei Wesen in Gottes weitem Weltall – Jesus Christus im Himmel und seine Ziege auf Erden. Jesus Christus, weil der für ihn am Kreuz gestorben war, und seine Ziege, weil sie ihn täglich mit Milch und Käse versorgte und ihm außerdem sein verstorbenes Eheweib ersetzte.

Obwohl er das Amt des Mesners schon länger versah, als er zurückdenken konnte, lief ihm immer noch ein Schauer über den Rücken, wenn er am Abend nach der Vesper die einsame dunkle Kirche abschloss, damit bei Nacht keine bösen Geister darin ihr Wesen trieben. Doch täglich überwand er seinen Kleinmut, um der Gemeinde und dem Heiland zu dienen. Wie konnte er sich fürchten, wenn der Gekreuzigte bei ihm war? Mit einem Rülpsen, in dem ihm der saure Messwein aufstieß, zusammen mit der Bärlauchwurst, von der er vor dem Hochamt einen Zipfel gegessen hatte, beugte er sein Knie vor dem Altar. Im blakenden Schein des ewigen Lichts zog die Jungfrau Maria Grimassen wie eine Hexe. Père Joseph schlug eilig das Kreuzzeichen und schlurfte in seinen Holzpantinen den dunklen Gang hinunter, um erst das Portal zu verschließen und dann den Opferstock zu leeren.

Mit noch vom Läuten schmerzenden Armen zog er die schwere Flügeltür zu und überprüfte den Sitz des Riegels, um sicherzuge-



hen, dass die böse Nacht bis zum Morgengrauen aus dem Gotteshaus ausgesperrt blieb. Dann wandte er sich seiner zweiten Aufgabe zu. Wie viel Geld wohl heute im Opferstock lag? Als er den Schlüssel in das Schloss des Gotteskastens steckte, grummelte es schon wieder in seinem Unterleib. Wenn er wenigstens ein paar Winde lassen könnte, aber die Fürze steckten in seinen Gedärmen fest wie Dämonen, die nicht ausfahren wollten. Das hatte er Abbé Lejeune zu verdanken. Beim Hochamt hatte Père Joseph sich so sehr über den jungen Pfarrer geärgert, dass er bis zur Vesper dreimal den Ziegenstall hatte aufsuchen müssen, um sich zu beruhigen. Abbé Lejeune verdarb die ganze Jugend im Dorf, vor allem die beiden Rotzlöffel, die heute ministriert hatten, Paul Dubois und Robert Savetier. Während des Gottesdienstes hatten die zwei unentwegt die Köpfe zusammengesteckt und miteinander getuschelt, ohne dass Abbé Lejeune sie auch nur einmal zur Ordnung gerufen hätte. Das kam dabei heraus, wenn man den Söhnen von Flickschustern und Leibeigenen Lesen und Schreiben beibrachte!

Mit leisem Knarren öffnete sich das Schloss des Opferstocks. Als Père Joseph den Inhalt sah, traute er seinen Augen nicht. In der Dunkelheit glänzten zwischen ein paar Kupferlappen drei goldene Taler! Ungläubig nahm er die Münzen aus dem Kasten und biss in jede hinein. Kein Zweifel, sie waren echt! Wieder musste Père Joseph rülpsen. Wer hätte gedacht, dass er je einen solchen Schatz für seinen Heiland bergen würde! Mit vor Aufregung zitternden Händen verschloss er den Opferstock und eilte zurück zur Sakristei.

Was würde Abbé Lejeune mit dem vielen Geld tun?

Vor dem Altar grüßte Père Joseph die Jungfrau Maria und schlurfte zurück in die Sakristei. Dort gab er die Münzen in einen kleinen Beutel, damit sie auf dem Weg zum Pfarrhaus nicht verloren gingen. Auch wenn Abbé Lejeune die Jugend im Dorf verdarb, betrachtete Père Joseph es als seine Pflicht, ihm alles Geld, das er im Gotteskasten fand, getreulich auszuhändigen. *Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist*, so stand es geschrieben, und Père Jo-

seph war ein frommer Mann, der das Wort des Herrn befolgte, gleichgültig, wie sauer ihm sein Gehorsam fiel.

Mit einem Seufzer öffnete er die Tür der Sakristei, um in die Nacht hinauszutreten. Doch er hatte seinen Fuß noch nicht über die Schwelle gesetzt, da sprang ihm aus der Dunkelheit ein fauchendes Ungeheuer entgegen.

Gütiger Himmel – was war das?

Vor Schreck wollte Père Joseph zurück in die Sakristei, doch ein Ziegenbock versperrte ihm den Weg und stieß ihn meckernd in den Unterleib. Heulend entwichen die Dämonen aus seinem Gedärm. Im selben Moment verbreitete sich ein höllischer Gestank, eine Wolke aus schwefligem Dampf stieg auf, darin zwei glühende Augen, die ihn aus einem pechschwarzen Gesicht anstarrten.

Père Joseph zitterte am ganzen Leib.

Vor ihm stand der Gehörnte. Knurrend fletschte er die Zähne.

### 3

«Damit bin ich ein freier Mann», sagte Paul, als er und Robert sich am nächsten Morgen auf dem Galgenberg trafen, und ließ die zwei Goldmünzen in seiner Hand klimpern. »Jetzt kann uns niemand mehr aufhalten.«

»Glaubst du?«, fragte Robert.

»Hast du immer noch Angst, dass etwas schiefgehen kann?«

Robert zupfte sich am Ohr. »Ich weiß nicht, ich hab so ein komisches Gefühl, schließlich stammt das Geld aus dem Opferstock.«

Paul lachte. »Und jetzt glaubst du, wir kommen in die Hölle? Du hast ja noch mehr Schiss als Père Joseph!« Dann wurde er wieder ernst. »Mach dir keine Sorgen. Wir geben Monsieur Valmont ja nur sein eigenes Geld zurück, daran kann nichts Böses sein. Den dritten Écu haben wir Père Joseph ja gelassen.«

Robert staunte immer noch, wie leicht alles gegangen war.

Mère Moulins Katze und Père Josephs Ziege, die sie mit ein paar Ästen in einen gehörnten Bock verwandelt hatten, sowie ein bisschen Ruß in den Gesichtern hatten genügt, um den Mesner in Höllenangst zu versetzen. In seiner Not hatte er alle seine Sünden bekannt: dass er mit einem Zipfel Wurst im Magen zur Kommunion gegangen war, dass er nach dem Hochamt den Messwein ausgetrunken hatte – und dass er täglich seine Ziege begattete. Als Paul ihm fauchend und knurrend wie ein Teufel einen Ablassbrief zur Tilgung seiner Sünden vor die Nase gehalten hatte, war er vor Erleichterung in Tränen ausgebrochen und hatte ohne zu zögern die geforderten zwei Écu herausgerückt, um seine Seele zu retten.

»Und wie geht es jetzt weiter?«, fragte Robert.

»Ganz einfach«, erwiderte Paul, »ich gebe meinem Vater das Geld, damit er mich auslösen kann, und bevor Monsieur Valmont herausfindet, woher es stammt, sind wir schon über alle Berge.«

»Wann brechen wir auf?«

»Samstag oder Sonntag«, sagte Paul. »Je früher, desto besser!«

Bei dem Gedanken wurde es Robert ein bisschen mulmig.

»Ich ... ich wollte, ich hätte es meinen Eltern schon gesagt ...«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte plötzlich eine Stimme.

Als hätte man sie beim Äpfelstehlen erwischt, fuhren Robert und Paul herum. Vor ihnen stand Abbé Lejeune.

»Hier habt ihr euch also versteckt«, sagte er. »Hat euch das schlechte Gewissen hergetrieben?«

»Wa ... warum sollten wir ein schlechtes Gewissen haben?« Von dem Schrecken geriet sogar Paul ins Stottern.

Der Pfarrer funkelte ihn zornig an. »Glaubst du, ich könnte nicht eins und eins zusammenzählen? Erst behauptet Père Joseph, der Teufel wäre ihm erschienen, und als ich ihn frage, warum nur ein Écu im Opferstock war, obwohl Monsieur Valmont doch drei versprochen hatte, sagt er, dass er das übrige Geld dem Leibhaftigen gegeben habe. Zwei Écu – genau so viel, wie Monsieur Valmont für deine Freilassung verlangt.« Er drehte sich zu Robert

herum. »Und du hast bei dem abscheulichen Spektakel mitgeholfen. Schäm dich!«

Robert spürte, wie er rot anlief, und schaute zu Boden. Abbé Lejeune war der feinste Mensch, den er kannte – nicht nur, weil er noch reinlichere Kleider als der Grundherr trug, sondern vor allem, weil er noch nie irgendjemand ungerecht behandelt hatte. Ihn zu enttäuschen, tat ihm in der Seele weh.

»Wir haben nicht gestohlen«, sagte er leise. »Wir wollten Monsieur Valmont ja nur sein eigenes Geld zurückgeben.«

»Um damit Paul freizukaufen«, ergänzte der Pfarrer. »Aber das Geld gehörte ja gar nicht mehr Monsieur Valmont, sondern der Gemeinde. Und darum verlange ich, dass ihr es zurückgebt.«

Paul hielt die zwei Münzen in seiner Faust fest umschlossen. Ohne sich zu rühren, erwiderte er Abbé Lejeunes Blick. »Und was, wenn nicht?«, fragte er. »Zeigt Ihr uns dann dem Grundherrn an?«

»Nein«, erwiderte der Pfarrer. »Eure Strafe wird viel schlimmer sein. Ihr werdet euch euer Leben lang vor der ewigen Verdammnis fürchten. Weil ihr wisst, wer einen Opferstock plündert, der bestiehlt den Herrgott selbst.«

Robert sah, wie Paul blass wurde. Angesichts der ewigen Verdammnis verließ auch ihn der Mut. Mit zusammengepressten Lippen drehte sein Freund sich zu ihm um und warf ihm einen fragenden Blick zu. Als Robert nickte, trat Paul vor den Pfarrer und gab ihm die zwei Écu zurück.

»*In deo te absolvo*«, sagte Abbé Lejeune.

»*Deo gratiam*«, antworteten Paul und Robert wie aus einem Mund, um sich so schnell wie möglich aus dem Staub zu machen.

»Halt«, rief der Pfarrer. »Wir sind noch nicht fertig!«

»Was ... was ist denn noch, Hochwürden?«, fragte Paul mit sichtlicher Angst.

Abbé Lejeune lächelte sein feines Lächeln. »Jetzt, da das Recht wieder hergestellt ist, werde ich Monsieur Valmont die zwei Écu geben.«

»Ihr wollt – *was?*«, fragte Robert.

»Ja, ich werde deinen Freund freikaufen. Es kann nicht Gottes Wille sein, dass ein Mensch einem anderen Menschen gehört – vor Gott sind nämlich alle Menschen gleich.«

»Gelobt sei Jesus Christus«, sagte Paul und schlug das Kreuzzeichen.

»Allerdings«, erklärte der Pfarrer, »heißt das nicht, dass ich euch das Geld schenke. Das kann ich auch gar nicht, schließlich gehört es ja nicht mir. Aber ich werde es euch leihen. Vorausgesetzt, ihr seid bereit, eure Schuld zu begleichen.«

»Das sind wir, Hochwürden«, sagte Robert.

»Bei allen Erzengeln und Heiligen«, fügte Paul hinzu.

Abbé Lejeune musterte sie mit strenger Miene. »Bevor ihr euch mit einem voreiligen Schwur versündigt, sagt mir lieber, wie ihr das anstellen wollt.«

Wieder schlug Robert den Blick nieder. Darauf hatte er keine Antwort.

»Ich weiß, wie«, sagte Paul.

Der Pfarrer hob die Brauen. »So?«

»Wir können in Paris Bücher kopieren. Ihr habt selbst gesagt, das ist ein einträgliches Geschäft. Sobald wir die zwei Écu haben, zahlen wir unsere Schulden zurück.«

Abbé Lejeune dachte eine Weile nach. »*Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach*«, zitierte er das Evangelium. »Die gute Absicht will ich euch gern glauben, doch um sicherzugehen, dass sie euch nicht verlässt und der Herrgott und die Gemeinde das Geld auch wirklich zurückbekommen, bleibt Robert hier, bis eure Schuld beglichen ist. Das ist meine Bedingung.«

»Wir werden tun, was Ihr verlangt«, versicherte Paul.

»Und du, Robert?«, fragte der Priester. »Gilt das auch für dich?«

Robert musste schlucken. Bei der Aussicht, dass sein Freund allein nach Paris zog und er selbst in Sorbon zurückbleiben würde, schnürte es ihm die Kehle zu. Aber was blieb ihm anderes übrig?

Wenn er sich weigerte, würde sich ihr Traum niemals erfüllen. Also nickte er, um sein Einverständnis zu bekunden.

»Gut«, sagte Abbé Lejeune. »Dann habe ich also euer Wort.« Er wandte sich wieder an Paul. »Geh nach Hause und pack dein Bündel. Am besten jetzt gleich. Bevor ich es mir anders überlege.«

»Ich ... ich danke Euch, Hochwürden«, sagte Paul.

»Dank nicht mir, sondern der Vorsehung. Ich bin nur ihr Werkzeug. – Der Herr möge deine Schritte segnen.« Damit wandte der Pfarrer sich ab und ließ die beiden stehen.

Stumm vor Verblüffung schauten sie ihm nach, bis er den Weg von der Anhöhe hinunter zum Dorfanger verschwand.

»Was meinst du«, sagte Robert, »ob Abbé Lejeune wohl mal heiliggesprochen wird?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Paul. »Aber eins kannst du mir glauben – sobald ich in Paris bin, werde ich der fleißigste Kopist sein, den es in der Stadt je gegeben hat.«

»Das musst du auch«, sagte Robert. »Weil, wenn du mich hier im Stich lässt ...«

»Niemals!«, fiel Paul ihm ins Wort. »Eher würde ich mir die rechte Hand abhacken.« Er fasste Robert bei den Schultern und schaute ihn an. »Glaubst du jetzt, dass wir es schaffen?«

Robert erwiderte seinen Blick und grinste. »Solange ich mich auf dich verlasse, kann ja nichts schiefgehen.«

Paul drückte ihn an sich und küsste ihn auf beide Wangen. »Auf Wiedersehen in Paris, mein Bester!«

Robert erwiderte seine Umarmung. »Auf Wiedersehen in Paris!«